

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 430.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[29. März 1851.

Robert Schumann.



Robert Schumann, geboren in Zwickau am 8. Juni 1810, ist neben dem zu früh verstorbenen Mendelssohn unstreitig der bedeutendste der jüngern Tonkünstler Deutschlands. Schon im frühesten Knabenalter zeigte sich seine entschiedene musikalische Begabung, und noch mehr trat diese hervor, als er in Leipzig seine musikalische Laufbahn begann. Mit größter Thätigkeit und Ausdauer widmete er sich der technischen Fertigkeit, der Composition und der Aesthetik. Sein entschiedenes Auftreten gegen die damals in der Musik herrschende Seichtheit, besonders in der von ihm gegründeten und redigirten „Neuen Zeitschrift für Musik“ erschwerte

seinen eigenen Compositionen den Eingang. Dennoch blieb die allgemeinste Anerkennung nicht aus. Das Dratorium „Das Paradies und die Peri“, die Oper „Genoveva“ sowie seine höchst originellen und reizenden Lieder sichern ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte der Kunst. Seine Gattin Clara, geborene Wieck, die größte Pianofortespielerin der Gegenwart, trug durch ihr Spiel nicht wenig bei zum Bekanntwerden seiner Compositionen. Robert Schumann lebte, nachdem er Leipzig verlassen, mehrere Jahre in Dresden, von wo er 1850 nach Düsseldorf berufen wurde.

Der Kynast, ein zahmer Wolf und das Lamm.

Das Schlessien einer derjenigen deutschen Landstriche ist, wo sich in mäßigem Umfange ein schöner, reizender Punkt an den andern reiht, ist allgemein bekannt, und eben so hat wol auch Jedermann, wenn er nur einigermaßen etwas von Schlessien gelesen hat, von den Ruinen des alten Schlosses Kynast gehört. Schon die Sage von der hartherzigen, spröden Kunigunde hier hätte dazu beitragen müssen, den Namen und die Erinnerung an dieses alte Schloß zu verbreiten. Wer in Hirschberg und, noch näher, in Warmbrunn ist und dem Untergange der Abendsonne lauscht, wie sie mit ihren letzten Strahlen die Kapelle auf der Schneekoppe vergoldet, dessen Blick fällt dann auch auf den am Fuße des alten Reiches, wo einst Rübezahl herrschte, neckte und Wohlthaten übte, emporsteigenden waldigen Berg, auf welchem die Trümmer der alten Beste noch an die Zeit erinnern, wo sie als ein bethürmtes Schloß voll Majestät mit Staunen, Furcht und Bewunderung angeschaut wurde.

Von Hirschberg aus hat man noch nicht zwei Stunden bis nach Hermsdorf, einem hübschen Dorfe, wo eine ziemlich ansehnliche Bibliothek manchen Gelehrten am Ende mehr beschäftigt als der unmittelbar sich hier erhebende Berg, welcher die Ruinen des Kynast trägt. Erst hier sieht man recht deutlich, wie mächtig dieser Berg, wie hoch er ist und welchen Umfang er hat. Mit dem Riesengebirge verglichen, das sich hinter ihm erhebt, erscheint er von Warmbrunn aus gesehen wie ein Zwerg; hier, wo das Hauptgebirge dem Blicke verborgen ist und nur diese Vorhut, gleichsam dieser Wächter, keck entgegentritt, sieht man sich die Spitze und den hoch sich erhebenden Thurm, der noch leidlich erhalten aus den Mauern emporsteigt, recht forschend an, bevor man die Wanderung hinauf antritt. Jedoch zu große Sorge braucht man sich nicht zu machen; der hinaufführende Weg ist bei guter Witterung sehr angenehm und selten anstrengend; denn im Jahre 1800 wurde er genau untersucht und gebessert, weil die Königin Luise von Preußen den Kynast sehen wollte. Außerdem geht man meist in schattigem Laubholze und muß gar manchmal rasten, um eine merkwürdige Felsengruppe zu betrachten oder eine treffliche Aussicht bald in die Tiefe, bald nach den fernliegenden Bergen zu genießen. Eine solche Felsengruppe bildet z. B. eine Höhle, eine Kluft, den sogenannten hohlen Stein; mit Mühe nur kann man sich hineindrängen und steht dann in einem Felsengewölbe, das finster wie die Nacht ist; auf der entgegengesetzten Seite öffnet sich ein ähnlicher Ausgang. Wenn diese Naturbildung unbekannt ist, wird nicht glauben, daß sich darin öfter Flüchtlinge vor ihren Verfolgern bargen, was namentlich 1807 geschah, wo einige 30 preussische Soldaten den nachkommenden Franzosen in diesem Gewölbe ein Schnippchen schlugen. Weiter hinauf kommt der Wachtstein, eine Felsenplatte, die eine weite Umsicht gestattet und daher wol benutzt worden sein mag, Alles zu beobachten, was in der Tiefe vorging; denn in jener Zeit traute selten ein Nachbar dem andern. Aber nur wenige Schritte noch und man hat das Thor nach der alten Burg erreicht; der Burgplatz breitet sich aus, die Trommel wird gerührt, dem Herrn Commandanten anzuzeigen, daß fremde Ritter und Reisige angelangt seien, die zunächst einen Imbiß begehren. Der Herr Commandant läßt seine Gastfreundschaft walten; er ist nämlich zugleich der Wirth, der Inhaber der hier befindlichen Restauration, wo man

sich unter dicht belaubten Bäumen nun von der Mühe des Ersteigens bei trefflichem Biere oder Weine, köstlichen Forellen oder andern Speisen erholen kann. An Gesellschaft fehlt es hier zu keiner Zeit; schon aus Warmbrunn, das nur drei Viertelstunden entfernt liegt, kommen so viele Badegäste, daß ein gewöhnlicher Reisender unter den schmucken Elegants und den glänzenden Frauen sich im einfachen Rocke fast verlegen fühlen kann, ja vielleicht dann die herrlichsten Aussichten, welche ihm sich darbieten, beizeitem weniger genießt, als es sonst der Fall sein würde. Es läßt sich dies jetzt nicht ändern. Freuden, die sonst mit großen Mühseligkeiten erkauft werden mußten, Wege, welche sonst kaum zu betreten waren, laufen einem fast von selbst entgegen und sind zu Gegenständen des Luxus geworden. Doch der Herr Commandant fragt, ob es uns gefällig ist, das Innere seines Schlosses zu besuchen, und da er auch aus unserm Rocke schließt, daß wir nicht gewöhnliche Fußgänger sind, so setzt er sich selbst an die Spitze, führt uns in die freien Plätze im Innern und zeigt uns die hohen Mauern, welche das Ganze umgeben, und den hohen Thurm, der über Alles hervorragte; sein Kranz ist auch längst dahin, Moos, Rasen und kleines Gebüsch schmückt die Steine und Zinnen, die noch übrig sind. Habichte fliegen oft kreischend heraus; denn Niemand im Innern stört ihre Nester. Überall öffnen sich auf jedem Schritte bald nach unten hin schauerliche Abgründe, bald schneift der Blick nach Städten und Dörfern oder den ewigen Grundmauern des Riesengebirges, und ein Böllerschuß hallt von Bergen und Thälern wie ein gewaltiger Donnerschlag im dreifachen Echo nach. Unter den fernern Bergen tritt einer besonders trotzig entgegen: der Grödigberg bei Liegnitz, wo in alter Zeit ebenfalls ein mächtiges Schloß stand, dessen Besitzer mit den Herren von Kynast Freunde und Waffenbrüder waren. Die Wächter konnten gegenseitig das Feuerzeichen erkennen, wenn in der Nacht durch ein solches etwa eine hinziehende Schar von Feinden bemerklich gemacht wurde. Die alten Mauern, welche das Ganze umgeben, sind noch leidlich erhalten, jedoch müssen sie an Höhe und Breite im Laufe der Zeit zugleich verloren haben; denn kein Pferd würde wol auf ihnen jetzt herumgehen können, wie es einst von den Freiern der Kunigunde doch zum Theil und endlich ganz glücklich vom Landgrafen Adalbert von Thüringen bewirkt worden sein soll.

Auch sonst zeigt man noch Manches, was an die alte Zeit erinnerte, wo hier Pracht und Herrlichkeit herrschte, wie wir sie gerade Niemandem sehr beneiden würden. Hier sieht man einen Brunnen auf dem einen und dort einen auf dem andern Burghofe, die kein Wasser mehr geben, da sie mit Erde und Gestein angefüllt sind; nur ein dritter ist noch brauchbar. Anderes Gemäuer deutet die Ställe, die Rüstkammer, die Küche, die Wohnungen, das Burgverließ an. Eine steinerne Säule auf dem ersten Hofe mag wol manchen Schrei haben hören lassen, wenn der strenge Burgvogt Knechte oder Mägde an ihr züchtigen ließ. Die Küche ist schlecht und verfallen genug, ja sie wäre wol schon eingefallen, wenn man sie nicht hier und da gestützt hätte. Doch in ihr macht ein Lamm gleichsam die Katastrophe des Kynast; es ließe sich auf diesen Lammsbraten ein Trauerspiel, wo nicht gar eine große Oper mit kriegerischen Ballets gründen. Mit einem Schafe tritt die Geschichte des Kynasts ans helle Sonnenlicht und mit einem Lamme schlief sie. Ein Ritter Gotisch-Schaf soll im Jahre 1377 den Kaiser des Heitigen römischen

Reichs, Karl IV., im Felde begleitet und sich so tapfer ausgezeichnet haben, daß ihm der Kaiser selbst die Hand dafür bot. Seine Nachkommen setzten das Schaf, d. h. Schaf, lieber vor, weil es ihnen besser klang, und blieben nun immer als getreue Schafgotsche am kaiserlichen Hofe hoch und angesehen, bis der Dreißigjährige Krieg den Johann Ulrich von Schafgotsch (23. Juli 1635) aufs Schafott brachte. Er wurde in Regensburg enthauptet; ein Jesuitenstück, wie dergleichen am Hofe Ferdinand's II. damals so viele gespielt wurden, und neben dem Jesuiten spielt nun das erwähnte Lamm eine Hauptrolle.

Es war am 25. März 1635, als Herr Johann Ulrich von Schafgotsch seinen Geburtstag feierte, zu welchem er als kaiserlicher Oberst und Herr des Rynast alle Edeln und Vornehmen der Nachbarschaft und alle in ihr befindlichen protestantischen Pfarrer eingeladen hatte. Er selbst erschien nicht bei der Abendtafel, sondern zog sich zu frommer Betrachtung auf sein Zimmer zurück. Unter den Pfarrern war auch Magister Johann Andreas Thieme aus Giersdorf, ein tüchtiger Astronom, d. h. Astrolog, wie denn in jener Zeit ein Sternkundiger und Stenudeuter immer fast Eins war, und als die Rede auf des Grafen fernere Schicksale kam, äußerte er, daß derselbe wol eines gewaltsamen Todes durch kaltes Eisen sterben werde; Solches habe er in den Sternen gelesen. Diese Behauptung machte natürlich Aufsehen und Thieme bereute es, so gesprochen zu haben; namentlich äußerte sich der Stallmeister des Grafen lebhaft dagegen und theilte es seinem Herrn noch am späten Abend mit. Der Graf dachte gutmüthig und befahl, alle seine Leute auffigen zu lassen, die eben nach Hause fortgegangenen Gäste auf den nächsten Morgen wieder einzuladen. Bei dem Imbiß ließ er ein Lamm ins Zimmer führen und ersuchte den Pastor Thieme, diesem die Nativität zu stellen. Der Pfarrer merkte gleich, daß man ihn zum Besten haben wolle; er entschuldigte sich nach Möglichkeit, ging jedoch endlich daran und versicherte, daß das Lamm vom Wolfe gefressen werden würde. Damals mag es in Schlessen hier noch manchen Wolf gegeben haben und die Prophezeiung schien einfach genug. Der Graf aber dachte anders. Gleich nach dem Frühstück war eine Jagd angeordnet; Schafgotsch befahl, ehe es fortging, im Stillen dem Koch, das Lamm zu schlachten, zu braten und Mittag zu serviren. Besser konnte Magister Thieme nicht abgefertigt werden. Doch die Sache gestaltete sich anders. Im Schlosse war seit Jahren ein Wolf, so zahm wie irgend ein Hund, selbst daran gewöhnt, im Rade zu laufen, das den Bratspieß drehte, und sich in der Küche nur mit den Fleischabgängen zu begnügen, die hier so reichlich waren. Der Koch that, wie ihm befohlen war; das Lamm stak bereits am Spieße, und siehe da! als er für kurze Zeit die Küche verläßt, macht sich beim Wolfe die Natur geltend, der Lammsbraten reizt ihn zu mächtig; er verzehrt ihn und nimmt gelassen die Hiebe auf sich, die ihm der Koch als Nachthuis zutheilt. Die Jagd ist vorbei, die Tafel sammelt alle Gäste; der Graf kann voll Schadenfreude kaum den Augenblick erwarten, wo der Lammsbraten aufgetragen wird; jedoch es kommt keiner, und schon scherzt der Graf: „Der Wolf hat wol das Lamm gefressen!“ Der arme Magister Thieme ist in einer peinlichen Lage, als endlich der Koch, herbeigerufen, zum Staunen und Schrecken Aller erzählt, was damit geworden sei. Die Gäste eilten verstört bald fort, der Graf, niedergeschlagen, begibt sich in sein Zimmer, und vier Monate

darauf ging auch sein Schicksal in Erfüllung. Er sollte, wurde ihm Schuld gegeben, Gelder unterschlagen und seine lutherischen Unterthanen gegen die Katholiken aufgewiegelt, außerdem aber noch hochverrätherische Briefe geschrieben haben. Die Anklage und Hinrichtung ist historisch, die Prophezeiung des Magister Thieme noch immer als Volkssage gemein und in einem alten Volksbuche zu lesen. Etwas Wahres scheint hierbei zum Grunde zu liegen. Wer das Verfahren des damaligen kaiserlichen Hofes betrachtete, wie derselbe, namentlich in Böhmen, gegen alle Dynastien einschritt, welche verdächtig waren; wie gegen die Bekenner der protestantischen Religion Ungerechtigkeit geübt wurde; wie selbst ein Wallenstein im Jahre 1634 meuchelmörderisch ums Leben kam, konnte wol auch für diesen protestantischen Grafen ein ähnliches Schicksal fürchten, ohne daß es in den Sternen zu lesen war, ohne daß ein zahmer Wolf jetzt das Lamm verzehrt hatte; eine Episode, welche vielleicht lange vorher stattfand und hinterdrein gedeutet wurde. Vor der Hinrichtung wurde er noch einmal allen Foltergraden unterworfen, denn einmal hatte er sie schon bestanden; allein man wollte noch Mitverschworene entdecken und fragte deshalb auch höhern Orts, ob deshalb die Folter wol wiederholt werden dürfe. „Securissime!“ lautete die Antwort. „Da der Schafgotsch ohnehin schon nach Urtheil und Recht wegen majeurer Indicien und Verdachtsgründen zum Schwerte verurtheilt, somit gar kein Mensch mehr sei, sondern lediglich ein servus poenae, ein cadaver mortuura und nur mehr als ein solches zu betrachten und zu behandeln!“ So erzählt wenigstens Hornmahr in seinem „Franz und Metternich“. Auffallend ist es, daß die Legende von der berüchtigten Kunigunde, die ebenso spröde als hartherzig war, hier ziemlich in den Hintergrund getreten ist *), desto mehr aber Magister Thieme, der Wolf und das Lamm im Munde Aller lebt. Im Jahre 1675 sank das Schloß in Trümmern, die noch jetzt eine Zierde der Landschaft im weiten Kreise sind. Ein Blitzstrahl entzündete damals den noch stehenden halbverfallenen Thurm und von da aus verzehrte die Flamme in zwei Stunden Alles, was nicht von Stein war. Der Zahn der Zeit nagte dann noch fortwährend an Dem, was das Feuer verschont hatte.

Der Epheu sucht umsonst die Trümmer zu umweben,
Und heftet sich ans modernde Gestein;
Doch immer hauchet er ein frisches Leben
Der alternden Zerstörung ein!

Eine brütende Schlange.

Daß es Schlangen gibt, welche ihre Eier ausbrüten, Schlangen, die bekanntlich kaltes Blut haben, das wissen gewiß viele unserer Leser noch nicht, und von den europäischen Schlangen ist auch wirklich nichts dar-

*) Bekanntlich soll sie nur dem Ritter ihre Hand zu geben versprochen haben, welcher rings um die hohe Burgmauer reiten würde. Mann und Roß stürzte bei dem haltsbrechenden Versuche in die Tiefe hinab, bis es endlich dem Landgrafen Adalbert von Thüringen gelang, der sein Roß lange zu solchem Ritze eingelebt hatte. Ihm hätte sie nun gern ihre Hand gereicht, allein er war schon verheirathet; er hatte sie nur zur Vernunft bringen wollen und gab ihr, als sie sich ihm mit ihrer Burg antrug, nach einer Angabe eine tüchtige Ohrfeige, nach einer andern verheirathete er sie mit seinem Stallmeister, Ritter Hugo von Erbach.

über bekannt. Dagegen ist es in Indien den Eingeborenen durchaus kein Geheimniß mehr, daß gewisse Schlangen nicht bloß Eier legen, sondern sie trotz ihres für gewöhnlich kalten Blutes auch ausbrüten.

Es gibt auf den Küsten von Malabar und Koromandel, in Bengalen, in Sumatra und wie man sagt, auch in China eine Art zweistreifiger Riesenschlangen, die oft über fünf Ellen lang wird. Sie hält sich in schattigen, von Wasser überschwemmten Niederungen auf und lebt von vierfüßigen Thieren, welche sie wie alle derartige Schlangen erst zerdrückt, mit Speichel bedeckt und dann durch die enge Öffnung ihres Halses in den langen dehnbaren Bauch hinabschlingt.

Eine solche zweistreifige Riesenschlange ist vor einigen Jahren nach Europa gebracht und in der Brütezeit von einem zuverlässigen Naturforscher aufmerksam beobachtet worden.

Es war am 3. Mai, als die Schlange, die gewöhnlich sehr sanft und ruhig war, heftig aufgereggt erschien und große Lust bezeugte, Alles, was sich ihr näherte, zu beißen. Niemand konnte sich diesen Zustand erklären, bis am andern Tage die Schlange zur nicht geringen Verwunderung Aller 15 große, schöne Eier legte. Um 6 Uhr früh hatte sie angefangen und um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr waren die Eier gelegt. Ihre Schalen waren weich, von aschgrauer Farbe; sie bliesen sich in der Luft auf und die Schale, die selbst getrocknet nicht hart wurde, erhielt ein schönes blendendes Weiß. (Unsere Abbildung zeigt die Schlange im Freien, wie sie eben die Eier gelegt hat und auf einen Haufen zu sammeln im Begriff sieht.) Die Schlange, welche in ihrem Kasten unter einer Decke sich ganz selbst überlassen war, sammelte hierauf sehr sorgfältig alle Eier in einen Haufen, um welchen sie sich, mit dem Schwanz anfangend, rundherum legte; auf dem ersten, durch den untersten Theil des Leibes gebildeten Kreise ward hierauf ein zweiter, etwas engerer Kreis

gebildet und so fort, bis sich die Schlange so zusammengerollt hatte, daß ihr Leib spiralförmig rings um die Eier herum lag und sie ganz bedeckte; oben auf der Spitze der Kreiselfigur war die letzte Öffnung durch den Kopf der Schlange geschlossen. Es war von den Eiern gar nichts mehr zu sehen und die Schlange wehrte durch heftige Bewegungen des Rumpfes die Hand ab, welche nach den Eiern greifen wollte, sodaß es unmöglich war, zu denselben zu gelangen. Ueberhaupt zeigte das Thier eine große Reizbarkeit und Ungeduld, und alles Dies verrieth, daß sie selbst gebissen haben würde, wenn Alle, die sich ihr näherten, nicht absichtlich die größte Vorsicht angewendet hätten, um das Thier in dieser noch nie von Europäern beobachteten Thätigkeit nicht zu stören.

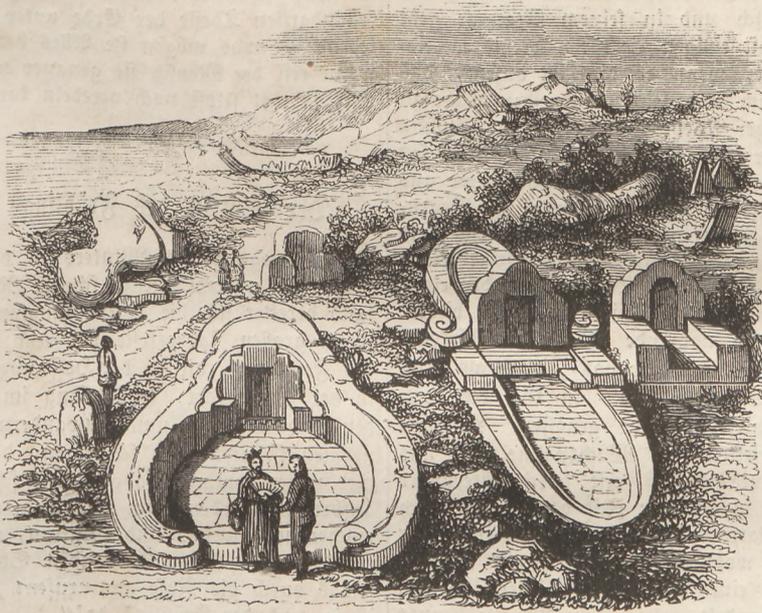
Endlich nachdem die Schlange 36 Tage über den Eiern gebrütet hatte, ohne nur einen einzigen Augenblick ihre Lage geändert zu haben, sprang eins der Eier auf und eine kleine Schlange schlüpfte daraus hervor. Das Thierchen blieb noch einen Tag im Ei, bald den Kopf, bald den Schwanz herausstreckend, sodaß der mittlere Theil des Leibes noch stets in der Schale eingeschlossen hing. Erst am 7. Juli Abends verließ es plötzlich dieselbe und fing an auf der Decke nach allen Seiten herumzukriechen. Das Thierchen war einen halben Zoll lang. Nur aus fünf Eiern kamen lebendige Junge hervor; das letzte zeigte sich am 17. Juli; die andern Eier waren verdorben, wahrscheinlich hatte sie die Mutter früher oder später erdrückt, da die Umhüllungen der Kleinen in ihrer Stärke sehr ungleich waren. Es war ein allerliebster Anblick, die sieben kleinen Schlangen sich untereinander herumschlingeln zu sehen!

Während der ganzen Brütezeit hatte die alte Schlange nichts fressen wollen; nur als ihr am fünften Tage der Wärter zu saufen anbot, schlürfte sie zwei große Gläser Wasser mit großer Begierde, und so



nahm sie noch fünf mal Getränke zu sich, was allerdings auf einen fieberhaften Brützustand schließen läßt. Nachdem die meisten Eier ausgekrochen waren, verließ die Mutter dieselben, und obschon man ihr die Jungen nachbrachte, so hat sie doch niemals auch nur die geringste Zuneigung zu denselben gezeigt.

Chinesischer Begräbnißplatz.



Die vielen Palmenarten und ihr Nutzen.

Zu den ersten Bäumen, welche die Erde schmückten, ehe vielleicht noch an einen Menschen auf ihr gedacht wurde, mögen die Palmen gehört haben; denn wir finden sie in solcher Menge verkohlt und versteinert, daß ein berühmter Naturforscher in Wien, Unger, nicht weniger als 55 Arten derselben ermittelt hat, mit denen wir zum großen Theile in Gestalt unserer Steinkohlen Licht und Wärme schaffen und tausend Bedürfnisse des Daseins befriedigen. Die Erde hatte damals einen größern Vorrath von Wärme, von Wasserdunst und Kohlenäure auf ihrer Oberfläche selbst auch auf den Punkten, wo sie jetzt fast das ganze Jahr hindurch in kalter Winternacht schlummert; die Palme, jetzt auf die heißen mittlern Zonen beschränkt, konnte daher blühen und gedeihen, wo sie jetzt nur mühsam in einem Treibhause großgezogen wird. Indessen ist es überhaupt nicht lange her, daß wir mit diesem schönen Zeugen der Urmwelt genauer bekannt geworden sind. Man pflegte sie noch vor hundert Jahren mehr zu bewundern, als daß man Hoffnung hatte, sie genauer kennen zu lernen. Der berühmte Linné selbst, der doch gleich dem weisen Salomo alle Pflanzen von der Ceder bis zum Ysop kannte, hatte es nicht gewagt, sie in sein kunstreiches Natursystem einzurahmen, er wies ihnen darin den letzten Platz an und stellte sie in einem Anhang, einem „Appendix“, auf; er vermochte jedoch damals (im Jahre 1767) nur elf Arten namhaft

zu machen. Elf Arten! und jetzt 55 von solchen, die unter der Erde als Kohlen oder versteinert verborgen liegen, in Böhmen, Tirol, Frankreich, am Ural, in Sardinien, und außerdem noch weit über 500, die der Reisende in den Tropenländern oder auch in unsern Palmentreibhäusern, wie sie in England, Deutschland, Frankreich gar nicht selten sind, sehen, bewundern und studiren kann. Studiren, ja! Schon die Alten konnten sich der Freude über diesen schlank sich erhebenden, mit schönen breiten, langen Blättern geschmückten Baum nicht enthalten, dem durch seinen Bau ein ewiges Alter, aber auch eine ewige Jugend gesichert ist. Der Vogel Phönix und die Dattelpalme hatten bei ihnen gleichen Namen.

Allein es handelt sich hier nicht nur um Schönheit; die Palme ist zugleich einer der nützlichsten Bäume, die es irgendwo auf dem Erdboden gibt. Hier empfängt der Mensch von ihr sein tägliches Brot; dort spendet ihm eine Art balsamischen Zucker, eine dritte Art liefert ihm Wachs, wieder eine andere Art spendet Öl im Überflusse oder heilsame Arznei. Die dünnen Blätter selbst decken noch das Dach seiner Hütte oder werden zu Körben geflochten und in anderer Art verwendet. Mehrere Arten der Palmen dienen dem Menschen zur Nahrung. Was ist wol köstlicher von Geschmack bei uns als die honigsüße Pflaume, und sie ist doch nur ein schwaches Seitenstück zu den Früchten

der zahllosen Dattelpalmen, die überall in Afrikas heißen Wüsten Durst und Hunger zugleich stillen. Gehen wir von hier auf dem Arabischen Meerbusen nach dem indischen Archipelagus, so kommt eine wahre Brotpalme zum Vorschein, die Sagopalme, welche selbst uns häufig eine gute Suppe spendet; eine Palme, deren Stamm am Ende in einen ungeheuern Blütenbusch von 7—8 Ellen ausläuft und, wenn der Same reif geworden ist, abstirbt; gleich der Aloe, die auch nur einmal schön blüht und sich dann zum Sterben neigt. Tausende von Früchten entwickelt jedoch dieser Sagopalmenblütenbusch und in seinem Stamme geht der schlanke Riese mit einigen Centnern Mehl trüchtig, wie der Malaie sagt, wenn er die Art ansetzt, das kräftige Mark für sich und seine Kinder zu Tage zu fördern. In ähnlicher Weise bildet sich in Guiana das Pfeilmurz- oder Arrowmehl aus, das wir seit etwa 25 Jahren von einer prächtigen Fächerpalme aus Guiana erhalten, auf welcher der Indianer zur Regenzeit, wo alle Flüsse austreten und meilenweit das Land zu einem unabsehbaren See umwandeln, seine leichte Hütte aufschlägt, indem lange Balken von der einen zur andern gehen und sich so kleine Lustdörfer bilden. Das Mehl hat ebenso nährendes als gelind stärkendes Kräfte und wird halb als Nahrungs-, halb als Arzneimittel bald in Suppen-, bald in Getränkeform, bald allein, bald mit Chocolate genossen. Mit ihr vermischt sich nicht selten eine Wachspalme, die uns gleich der vorigen vornehmlich erst durch Alexander von Humboldt sowie in späterer Zeit dann noch durch den Naturforscher Martius bekannt geworden ist. Ihr Name zeigt schon, wodurch sie uns nützt; sie setzt eine fette Substanz, eine Absonderung ihrer Blätter, ab, die, gehörig behandelt, gleich dem Wachse benutzt werden kann. Wein auch Zucker, Wein und Öl geben uns manche Palmenarten, und zwar in unglaublicher Menge. Den Zucker liefert eine Art aus dem angezapften Stamme, der seinen Saft herausträufeln läßt wie die Birke und eine Hornart, wenn der Frühling nahe oder da ist. Ganz Ostindien ist voll dieser Palmenart, und eine besondere Raste durchstreift die Wälder, den Saft abzuzapfen, um ihn dann in Zucker zu versetzen, aus ihm aber auch wol den berauscheden Araf zu gewinnen. Drei Monate lang liefert die wilde Dattelpalme Mysore in Menge solchen Saft, und eine Cocospalme verträgt diesen Verlust fast das ganze Jahr hindurch und bisweilen manches Jahr hintereinander, ehe sie verflecht. Wer aus diesem Saft erquickenden Wein bereiten will, wird ihn in nicht geringer Menge erhalten, und so laben sich die Neger Afrikas auf dem Sande unter ihren Palmen und lassen den Krug mit solchem gefüllt im Kreise bei Gesang, Tanz und fröhlichem Geschwätz herumgehen.

Sodann ist auch das Öl in neuerer Zeit einer der bedeutendsten Handelsartikel geworden. So weit als der verrufene Niger reicht, so weit gehen auch die noch von Niemand ausgemessenen Wälder der Dpalme, und sie alle lassen zur Zeit der Reife ihre Pfäumen oder dattelartigen Früchte fallen, die aber wie die Früchte des Ölbaums von Öl strotzen, das durch Kochen gewonnen wird. In welcher Menge jedoch! Dreißig bis vierzig Schiffe, jedes von 3—600 Tonnen, laden im Guorra- (Niger-) delta nichts als Fässer voll solches Öl, indem noch zwanzig mal so viel aus den Früchten gewonnen werden könnte, welche in den Wäldern verfaulen. Ein ganz ähnliches Product, aber feiner noch, ist das aus Ostindien zu uns jetzt so häufig kommende Öl der Cocosnusspalme.

Doch auch Arzneien gibt ja diese und jene Palmenart. Soll ich an das Arrowmehl noch einmal erinnern? Die Behauptung wäre damit allerdings schon erwiesen; allein ganz vorzüglich kennen wir schon seit Jahren als Färbestoff und Arznei das Drachenblut, das aus Ostindien unsern Apotheken zugeführt ward, ohne daß sie genau wußten, woher es stammte. Erst in neuester Zeit ist auch hier eine Palmenart als seine Mutter ermittelt worden. Und wie Vieles wird in solcher Art noch künftig kund werden! Fast 600 der edelsten, schönsten Kinder der Flora, im schönsten, fruchtbarsten Theile der Erde unter einer heißen Sonne lebend — was mögen sie Alles bergen und gewähren, wenn erst der Mensch sie genauer beobachtet und pflanzen, ja wol selbst noch verebeln kann!

Der Eintritt des Frühlings in Schweden.

Der Übergang des Winters in den Frühling ist in Schweden außerordentlich schnell. Nicht wie in Deutschland bereitet sich die Natur langsam und allmähig zu ihrem großen Jahresfeste vor und zwingt die Freunde des Frühlings, die in der Hoffnung glücklicher sind als in der Gegenwart, wochenlang im aufgeweichten Boden und Schmutz umherzuwandern und in der angenehmen Gewissheit zu schwelgen, daß ja der Tag immer näher kommt, wo alle diese schwellenden Knospen aufbrechen werden, um zu einem neuen Leben zu erwachen und uns Grund zu geben, entzückt, wenn auch eines lange quälend bleibenden Stockschnupfens halber etwas durch die Nase auszurufen: „Gott sei Lob, nun ist ja auch der Frühling da!“

In Schweden ist es um den Frühling ganz etwas Anderes und viel Belohnenderes. Der Übergang von der Winterkälte zur milden Temperatur macht sich meist plötzlich, oft in einem, höchstens in drei oder vier Tagen. Der Schnee, der schnell schmilzt, stürzt sich in unzähligen Bächen von den Bergen über das schwellende Grün der Thäler und sieht seine letzten Spuren mit unglaublicher Hast vermischt. Das Wasser der Seen schämt sich seiner Fessel und wirft sich gegen seine blühende Eisdecke, die schon von den Strahlen der neuen Sonne durchschienen wird, und bald glänzen die stiegenden Wogen in ihrem wärmenden Lichte. Die Ströme stürzen jauchzend in ihren Betten den Meeren zu und große Eisküde werden wie schiffbrüchige Fahrzeuge an ihren Wänden zerschellt. Die Lerche kommt und erhebt sich, ihr Dankeslied dem allgütigen Schöpfer schmetternd, über die ihr Grau schon mit einem grünen Schimmer vertauschenden Felder, die Bäume prangen gleichsam wie mit einem Zauberschlage in ihrem vollen Laubschmucke, und die den herrlichen Norden neu begrüßenden Amseln, Droffeln und andere Singvögel erfüllen, von Entzücken trunken, die elastische schöne Lenzeslust mit fröhlichem Gezwitzcher. Ehe man es ahnt, sitzt der Frühling im vollen Schmucke auf seinem Throne, mit Blatt und Blume, umgeben von allen seinen Unterthanen, sanften Winden, blühenden Wogen, hüpfenden Fischen, summenden Insekten, singenden Vögeln, spielenden Thieren und frohen Menschen. In diesen Tagen sieht man kaum andere als heitere, glückliche Gesichter, denn das Schauspiel des schwedischen Frühlings muß auch die düsterste, gedrückteste Brust mit einem Strahl vom hellen Stücke des Daseins durchdringen.

Die sanfte Schwermuth und überall hervortretende

Zartheit, welche auch die niedersten Stände des schwedischen Volkes auszeichnet und nur da die Noth anderer Völker aufkommen ließ, wo das entwürdigende Gift des Branntweins, durch verfluchenswerthe Habgier, welche von der durch das strengere Klima vergrößerten Verführung unterstützt wird, eingimpft, zur Herrschaft gelangte, läßt sich wol auch auf die Natur zurückführen. Es ist der Schatten von schneller Vergänglichkeit, der sich über Alles, selbst über die eben geschilderte eigenthümliche Schönheit des Frühlings legt; er gibt ja auch der ganzen Natur ein gewisses zartes Außere. Dies gilt von den blassen Farben der knospenden Rosen bis zu der Noth, die auf den Wangen des schwedischen Mädchens glüht; es gilt von dem lichtern Farbenspiele an dem Himmel des Nordens, im Vergleiche zu der tief dunkelblauen Luft des Südens, es gilt von dem lebhaftern, lichtern Grün des Grases und des Laubes, gegen welches die unverändert bleibenden Zeugen manches kalten Winters, die düstern, dunkeln Nadelwälder, grell abstechen.

Die Londoner Industrieausstellung.

Noch ist sie nicht eröffnet und schon ist in London das erste Heft einer humoristischen Schrift erschienen: „Achtzehnhunderteinundfunfzig oder Abenteuer des Herrn und der Frau Sandboys und ihrer Familie, welche nach London kamen, um sich zu amüsiren und die große Ausstellung zu sehen“, Text von Mayhem, mit den köstlichsten Illustrationen von dem unerschöpflichen Cruikshank. Das Titelblatt zeigt „die ganze Welt, die sich auf den Weg macht, um der großen Ausstellung beizuwohnen“, und stellt die Erdkugel vor, oben mit dem Krystallpalast, wohin das ganze menschliche Geschlecht wallfahrtet, ohne daß eine „lunpige Person“ zu Hause bleibt. Der Text ist höchst ergötzlich. Der Afrikaner hat seinen Vogel Strauß gefaltet; die Eisenbahncompagnie der Wüste hat einen Extrazug zu herabgesetztem Preise von Suluh nach Fez angekündigt. Der Jakutscher Prämien-Droschken-Verleih hält Rennthier-Omnibusse in Bereitschaft. Der Nil wird von ägyptischen Dampfern durchfurcht, das Rothe Meer wimmelt von Masten, an den Kais von Muscat und Aden halten Frachtschiffe, um Passagiere nach dem Isthmus zu sechs Dreieren die Person an Bord zu nehmen. Der Eskimo kauft sich einen Paletot von Seotterfell neuester Facon in der großen Nationalkleiderhandlung der arktischen Region. Alles will schönstens gepugt nach London zur Ausstellung.

Aber auch London macht unerhörte Anstrengungen für die zu erwartenden Gäste. Mayhem läßt einen Master Barnum ein Welthotel einrichten, ein Kenodeion Pankosmopolitanikon, in welcher jeder Gast mit einem Boudoir, Bett, Kammerdiener und Privatkaplan seines Glaubensbekenntnisses, die ihm täglich eine Stunde zur Verfügung stehen, versehen wird; dazu freier Eintritt in die Theater, in die Sitzungen des Parlaments, freie Disposition über die Spalten der Times, ausdrücklich mit der Erlaubniß, den Wirth beliebig herunterzumachen, und diese und noch viel mehr Vergünstigungen hat sich Herr Barnum entschlossen, dem freigebigen und aufgeklärten Publicum zu Einem Schilling die Person täglich zu überlassen, in der gewissen Überzeugung, daß allein die Zahl der Theilnehmer es ihm möglich machen werde, seiner Verpflichtung nachzukommen.

Der Montserrat.

Der Montserrat in Catalonien in Spanien ist nicht sowol ein Berg als vielmehr ein ganzes Gebirge; denn er hat einen Umfang von acht spanischen Meilen (Leguas). Dieses Gebirge erhebt sich völlig isolirt gleich einem riesigen Felsenschlosse aus dem grünen Wellenkamme des malerischen Hügellandes, welches den Raum zwischen den Thälern der Flüsse Besos, Noya und Ripoll einnimmt und stellt einen von Osten nach Westen gerichteten Wall dar, der rings von unzugänglichen Felswänden umgürtet ist. Der eigentliche Montserrat ist eins der wunderbarsten und bizarrsten Märchen der Schöpfung. Was es sonst von seltsam zerklüfteten Felsmassen gibt — die Adersbacher Steine in Schlessen, das Felsenlabyrinth von Groß-Skal in Böhmen, die Sandsteinwände der Bastei und anderer Partien der Sächsischen Schweiz, die Granitmassen des Elbgrundes oder des Bodethals im Harz — Alles ist Kinderpiel im Vergleich mit den gigantischen, capriciös geformten Massen am Nord- und Ostabhange des Montserrat. Runde Riesenthürme von vielen hundert Fuß Durchmesser mit senkrechten oder überhängenden Wänden, oben in phantastischen Zauberkrönen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kege von schaudererregender Steilheit, durch tiefe rissartige Schluchten voneinander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Felsblöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick herniederstürzen; hohe Pyramiden, an ihrer Spitze mit abgerundeten kopfartigen Blöcken gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenspitzen und Riesenschluchten sind über 2000 Fuß hoch, denn sie erheben sich unmittelbar von den Ufern des in der dunkeln Tiefe schäumenden Noya bis zum obern Rande des Gebirges. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch zahllose Felsgebilde hervorragten in Formen, wie sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker erfinnen kann. Dabei sind alle Rigen und Spalten auf das reichste mit Ephen, Buchsbaum und anderm immergrünem Strauchwerk austapeziert, weshalb diese Partien des Montserrat überaus malerische Ansichten gewähren.

Moe- oder Adlerholz.

Das Moe- oder Adlerholz, welches gepulvert als Weihrauch in den chinesischen Tempeln, auch häufig in England verbrannt wird, kommt von einem Baume, der in verschiedenen Theilen Hindostans sowie in Cochinchina wächst und den botanischen Namen *Aquilaria Agalocha* führt. Um sich das kostbare Räucherholz zu verschaffen, werden die Bäume umgehauen und nur diejenigen Theile aus dem Zellengewebe herausgeschnitten, welche den Geruch von sich geben; auch zieht man ein wohlriechendes Öl aus ihm; die Theile des Holzes, welche es enthalten, sind schwerer als das Wasser und sinken deshalb auch darin unter.

Mannichfaltiges.



Der berühmte Componist Grétry war ein Liebling des französischen Volkes, das sich an seinen Opern nicht satt hören konnte; auch Napoleon war fast leidenschaftlich für ihn eingenommen und ließ seine Opern sehr oft in den Tuilerien aufführen. Eines Tages, als man daselbst „Semire und Azor“ gegeben hatte, traf Napoleon im Gedränge auf einen Greis, den er nicht gleich erkannte. „Wie heißen Sie?“ fragte er rasch. — „Noch immer Grétry, Sire!“ antwortete der geistreiche Musiker. — „Ah! Herr Grétry! Wenn ich Sie auch nicht erkannte, so kenne ich doch Ihre Musik, die ich sehr gern höre. Warum sieht man Sie nie? Warum schaffen Sie nichts Neues?“ — „Ach Sire! Wenn die Nachtigal alt wird, verbirgt sie sich und singt nicht mehr.“ — „Mit Ihnen ist das nicht der Fall“, erwiderte lebhaft der Kaiser. „Ihre Melodien wird man immer singen.“

Der Aralsee, den die russische Regierung im vorigen Jahre durch eine wissenschaftliche Expedition hat untersuchen lassen, soll für die Befahrung mit Dampfschiffen eingerichtet werden, dafern man in der Nähe Kohlen findet. Die Berichte darüber sind noch nicht eingegangen, denn die Reise der Expedition ist langwierig und höchst beschwerlich. Die 32,000 Quadratmeilen große Kirgisensteppes ist mit wenig Unterbrechungen eine unabhsehbare Ebene, deren gelber Sandboden im Frühling hier und da grüne Grasoasen zeigt. Und doch ist sie, im Zusammenhange der Erdoberfläche aufgefaßt, nur ein unbedeutender Ausläufer der Riesenwüste, die beim Japanischen Meere beginnt, Asien der Breite nach durchzieht, nach Afrika überseht und zuletzt als Sahara sich an den Atlantischen Ocean anlehnt, ein aller Vegetation entbehrender Streifen, der über zwei Erdtheile hingeroht ist und in dessen Mitte sich der stolze, schneebedeckte Ararat erhebt.

Dessa ist vielleicht auf unserer ganzen Erde der Ort, wo die Sprachverwirrung, auch ohne das Eintreten einer Messe, den höchsten Gipfel erreicht hat. Vorherrschend ist das Russische und Italienische, jenes die Sprache des Volkes

und Marktes, dieses die Sprache des Handels und der Börse. Außerdem hört man aber von Fremden und Einheimischen englisch, deutsch, polnisch, türkisch, griechisch, ungarisch, französisch, spanisch, schwedisch u. s. w. sprechen. In einem der letzten Winter wurden Theatervorstellungen in fünf verschiedenen Sprachen gegeben. Das Italienische aber nimmt nächst dem Russischen die Hauptstelle ein; vieles Italienische ist ganz russificirt. Jeder Fuhrmann redet den Fremden mit „Signor“ an und „Ecco“ ist ein russisches Wort geworden, das man aber auch häufig mit Worten aus andern Sprachen verbunden hört, etwa in der Redensart: „Ecco du Schelm!“

Ula heißt das Allerlei der Spanier. Nach den Aussprüchen derselben ist sie schwer zu bereiten und das Probe- und Meisterstück eines guten Kochs. Sie wird in zwei Terrinen hergestellt; mit Wasser gefüllt werden diese in heiße Asche gesetzt. In die eine thut man Kartoffeln (Garbanzos), ein derb Stück Rindfleisch, ein Huhn und ein tüchtiges Stück Speck und läßt Alles vier bis fünf Stunden schmoren; die andere Terrine wird mit allerhand Gemüsen — Kohl, Bohnen, Rüben, Sellerie, Zwiebeln, Pfeffer u. s. w. — gefüllt, Alles gewaschen und klein geschnitten; dann werden Bratwürste und eingesalzener Schweinerüssel hinzugefügt. Hat Alles hinreichend gekocht, so gießt man die Brühe ab und breitet das Übrige auf eine große Schüssel aus; in der Mitte liegt das Rindfleisch auf dem Gemüse, Huhn, Speck und Schweinerüssel an der Seite; die Bratwürste winden sich darum wie eine Guirlande, Sauce wird darüber gegossen und der unvergleichliche aus dem Ganzen emporsteigende Duft reicht hin, den Appetit der Gäste im höchsten Grade zu steigern. Summa: zur Ula nimmt man Alles, was schmackhaft ist; die spanischen Kochbücher bemerken dabei jedoch stets, sie dürfe nichts der heiligen Mutterkirche und dem katholischen Glauben Entgegengesetztes enthalten.

Arbusen (Wassermelonen) sind für die Steppen Das, was für die Sandwüsten Afrikas die Aloes, für die Llanos Südamerikas mehre Cactusarten sind, für Menschen und Thiere kostbares Raß hegend. Selbst in den trockensten Jahren ziehen die Arbusen mittels ihrer magern und dünnen Stiele und Wurzeln ihre süßen, erquickenden Säfte zusammen, zu einer wahren Wohlthat für das ganze Land und als ein vortreffliches Ersatzmittel für gutes Quellwasser. Daß die Arbusen als Durstlöcher angesehen werden, zeigt die Redensart der Russen, wenn sie eine solche Frucht essen wollen. „Ich bin schrecklich durstig“, sagen sie, kaufen sich eine Arbusen und verspeisen sie. Bei jedem Frühstück und Mittagessen steht ihnen statt der Wasserflasche eine Arbusen zur Seite, in die sie zu ihrem Brote und Specke zu Zeiten einbeissen, wie man sonst etwa ein Schlückchen aus einem Glase nimmt. Und wirklich ist das ganze Innere der herrlichen Arbusen nichts als ein cremeartig geronnener Saft, der fast ohne Nachrest auf der Zunge zerschmilzt.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr. (10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Worts, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten hundertfach Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von L. Garcke in Merseburg.